

# Illustrirte Frauen-Zeitung.

Fr. 1.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften;  
vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 1. Januar 1890.

Große Ausgabe mit allen Kupfern  
vierteljährlich 4 1/2 M.

XVII. Jahrg.

## An unsere Leserinnen.

Infolge eines neuen Erlasses der österreichischen Finanz-Behörde sehen wir uns veranlaßt, um durch die Stempel-pflicht das Abonnement für unsere sehr zahlreichen öster-reichischen Leserinnen nicht zu vertheuern, unser Blatt künftighin, wie früher, in jährlich vierundzwanzig Doppel-Nummern erscheinen zu lassen. Der Inhalt unserer Zeitschrift wird dafür ohne Preis-Erhöhung eine um so größere Bereicherung erfahren und jedes Heft zudem in einen Umschlag broschirt werden, dessen Titel-seite stets eine künstlerisch ausgeführte Abbildung in farbiger Ausführung enthält.

Das Programm unserer Zeitschrift, die auch ferner ein Unterhaltungsblatt vornehmster Art in Verbindung mit einem Mode-Journal größten Stiles bleiben wird, brauchen wir nicht zu wiederholen. Unsere Leserinnen kennen dasselbe und werden uns, so hoffen wir, auch weiterhin in unseren Bemühungen unterstützen.

Verlag und Redaktion  
der „Illustrirten Frauen-Zeitung“.

Nachdruck verboten.

## Der Herr Senator.

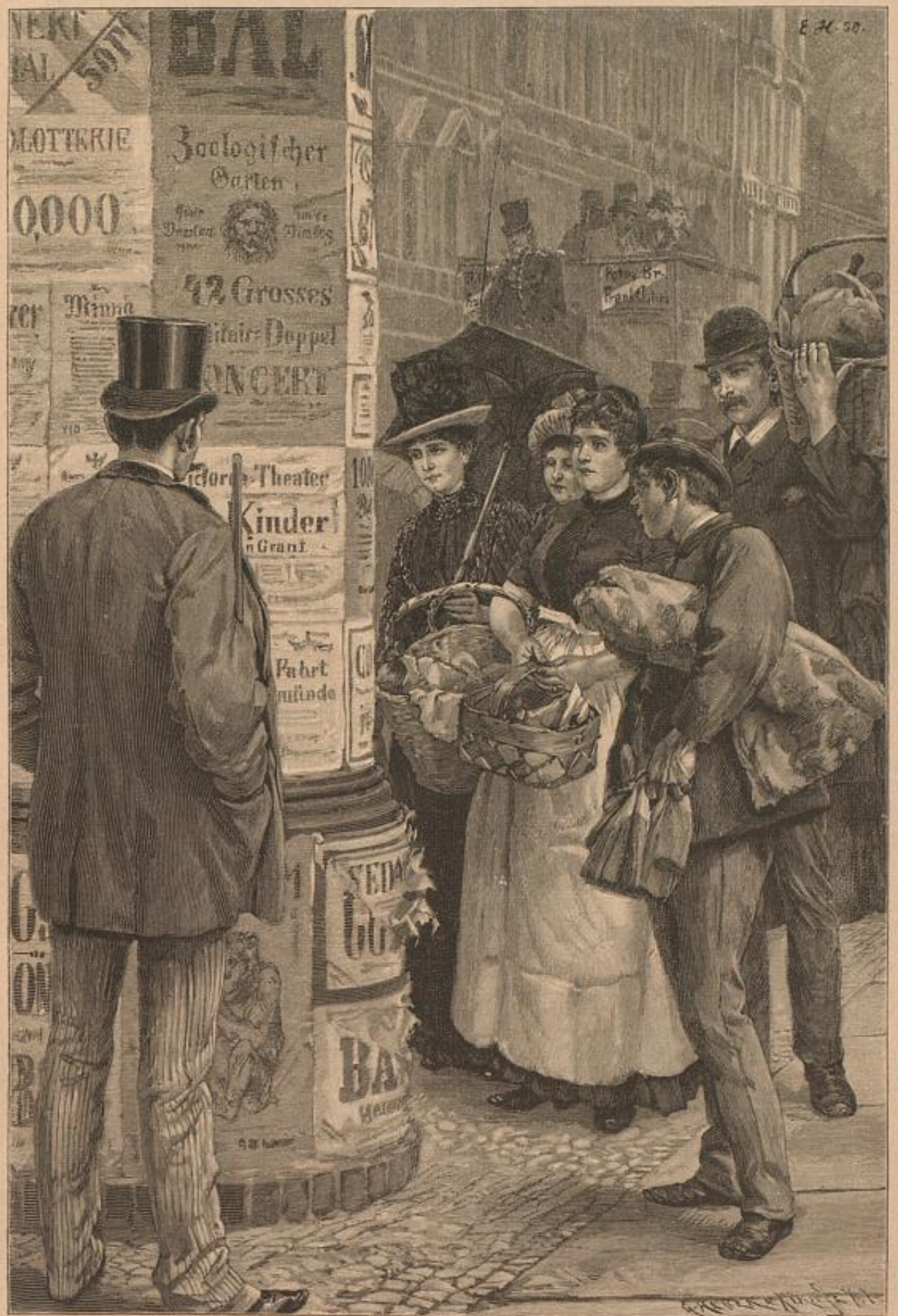
Novelle von Wilhelm Jensen.

**E**ine kleine Stadt am hohen Nordrande Deutschlands, zu diesem noch durch ihre Einwohnerzahl gehörig, doch zum Schattenbegriff des deutschen Bundes-tages nicht mehr. Für die geringfügige Bevölkerungszahl liegen die Häuser an der breiten Seebucht weithingestreckt, an windstillen Tagen aus dem klaren Wasser zurückspiegelnd. Grüne Hügelwellen mit Saatland und Holzungen heben sich dahinter, treten dicht heran und umschließen im Halbbranze den Ort. Die Ziegelpfannen seiner Dächer sind von langen Jahren fast ausnahmslos gleichmäßig tief ge-bräunt, nur an zwei oder drei Stellen mischt eine heller in's Roth gehende Farbe sich ein. Doch auch sie spricht schwerlich von einem Neubau, sondern nur von einer Umdeckung; man hat überreichlich für alles Bedürfen in den vorhandenen Gebäuden Platz und denkt nicht daran, neue hinzuzufügen, so wenig als neue Gedanken und Bestrebungen zu den überlieferten der Väter. Wie, aus einiger Ferne gesehen, die Dächer sich über der Wasserebene gegen den grünen Hintergrund hinziehen, besitzen sie heimathlich Trau-liches. Sie winken einladend, freundlich entgegen, doch heiter kann man ihren Anblick nicht benennen. Das Ganze ist von nordischem Anstrich, wirft auch das hellste Sonnenlicht nicht nach südlicher Art stim-mernd und blendend zurück, sondern trinkt es in sich hinein. Und wenn der Sommer-Spätabend die letzten röthlichen Strahlen über die Reihe der Dach-firne und Giebel hinfallen läßt, erhält ihr Gesicht etwas Ernstes und Schwermüthiges, überkommt bei-nah, ohne daß der Beschauer weiß, warum, mit einem traurigen Gefühl.

Das Städtchen ist noch eine Welt für sich, sel-ten von einem nicht darin heimischen Fuße betreten, kaum von anderen Vorgängen als in seinem eigenen Innern berührt. Viele Meilen fernab liegt ihm die neu erfindene Kunst, auf eisernen Geleisen Wagen durch Dampfkraft fortbewegen zu lassen, wohl von Keinem noch mit Augen gesehen. Die Einwohner betreiben Gewerbe, Ackerbau, Fischfang, etwas Schiff-fahrt, zumeist nur in kleinen Fahrzeugen nach benach-barten Häfen. Sie sind anspruchslos, und ihr Er-werb genügt ihnen; den Tag hindurch in fleißiger Thätigkeit, rasten sie am Abend friedfertig auf den Bänken vor ihren Thüren. Sie reden von Dem, was draußen in der Welt geschieht, doch ohne daß es sie selbst irgendwie angeht. Das zweimal in der Woche erscheinende Blättchen bringt wenig Kunde

davon, und es trägt sich auch in Wirklichkeit fast nichts von Bedeutung zu. Unbewegt, wie der Wasserspiegel der Seebucht in der Mittagsstille, ist die Zeit; von großen Unruhen unter den Menschen, Kriegen zwi-schen den Völkern weiß man nur aus der Geschichte oder den Erzählungen graulöbiger Alten. Das auf-regende Wort Politik ist noch kaum erfunden, zum min-desten noch nicht hierher gedrungen. Wenige im Orte verbinden Anderes, als einen höchst undeutlichen Be-

griff mit ihm. Man ist nicht gleicherweise mit allen Anordnungen der entfernt verweilenden Regierung ein-verstanden, bemängelt wohl einmal dies und jenes und giebt eigene, sachverständigere Einsicht damit kund; aber eine Auflehnung gegen Verfügungen der Obrigkeit wäre nicht denkbar, zumal da man vollen Grund hat, im Wesentlichen mit ihr zufrieden zu sein. Durchweg herrschen in der Stadt einfach gesunder Menschen-verstand und schlicht natürliches Menschenempfinden, die



„Tausend Mark Belohnung!“ Von E. Henseler. — Siehe Seite 7.

Dasjenige, was über ihr Wissen und ihre Bildung hinausgeht, mit Vertrauen den dazu Berufenen anheimgeben. Die höher gestellten Persönlichkeiten der Stadt, der Magistrat, einige Beamte, Aerzte, Advocaten, der Pastor sind angesehen, neidlos beliebt und geachtet; man weiß, daß sie Gutes wollen, in ihrem Thun der Gesamtheit nützen, und erkennt willig ihren durch das „Studirhabens“ erlangten höheren Standpunkt an. Rechtsstreitigkeiten und leichte Vergehungen tragen sich wohl zu, doch wirklich Böses, Verbrecherisches ist seit dem Gedenden der Aeltesten nicht bekannt, und der Amtmann, der zugleich staatlicher Administrator und Richter ist, hat als Letzterer auf seinem Bureau manche mühsige Stunde.

Das höchste Vertrauen der gesamten Bürgerschaft genießt schon seit vielen Jahren „der Herr Senator“. Er heißt mit Namen Detmar Gundermann, wird indeß fast ausschließlich mit seinem Magistrats-titel benannt, und obwohl noch drei Andere diesen gleicherweise mit ihm führen, bleibt Niemand im Zweifel, wenn schlechtthin von dem „Herrn Senator“ die Rede ist. Der Rangordnung nach unter dem Bürgermeister stehend, bildet er in Wirklichkeit das bestimmende Oberhaupt der Stadt. Jener, bereits in hohem Alter, leidet schon seit langer Zeit an Kränklichkeit und Schwäche, so daß er sich gern mit dem Bezuge seines Gehaltes begnügt und die Uebung der Pflichten, Mühen und Machtvollkommenheit seiner Stellung äußerst willig an Gundermann überläßt. Unter anderen Umständen würde man allgemein den Wunsch hegen und Schritte dazu thun, ihn der Unfähigkeit zur Amtsführung halber, pensioniren zu lassen, allein wie die Verhältnisse liegen, geht das Trachten Aller dahin, ihn möglichst lange dem Namen nach an der Spitze des Magistrates zu erhalten. Man hätte eben längst bei der Regierung um seine Außerdienstsetzung nachgesucht, wenn „der Herr Senator“ sein Nachfolger zu werden vermöchte. Aber diese Möglichkeit ist abgeschnitten, denn der Bürgermeister muß nach der Vorschrift ein Rechtsgelehrter sein, und Gundermann hat nicht studirt. Er ist als Sohn armer Eltern des Ortes mit vierzehn Jahren zu einem „Krämer“ in die Lehre gethan worden, hat manches Jahr hinter dem Ladentische gestanden, den Kunden Reis und Kaffeebohnen, Puderzucker und Syrup zugewogen, bis eine günstige Fügung ihm zur Gehülfsstelle in einem Hamburger Handlungshaus verholpen. Dort durch Fleiß, Geschick und kluge Begabung vorwärts gelangt, kam er nach zehn Jahren mit einem kleinen ersparten Kapital in seine Vaterstadt zurück, begann ein wohl calculirtes Geschäft und sah sich bald in Stand gesetzt, um die Hand der Tochter eines angesehenen Kaufmannes werben zu können und durch ihre Mitgift seinen Betrieb zu erweitern. Vielleicht trug zu der Heirath, wie in den meist überwiegenden Fällen der Art, auf beiden Seiten weniger Liebe als besonnene, rechnende Erwägung bei. Doch der Verlauf der Ehe war ein beide Theile befriedigender, und kein Tadel konnte sie treffen. Mann und Frau lebten in ruhiger Eintracht, gleichmäßig thätig in der Führung des Geschäftes und des Hauswesens. Nach ihrer Niederkunft mit einem dritten, doch todgeborenen Kinde ward Martha Gundermann jählings vom Kindbettfieber aus dem Leben fortgerafft; das schönste, nicht prunkende, doch sinnigste Denkmal des Kirchhofes erhält ihr Gedächtniß, und der Witwer vermählte sich nicht wieder.

Nun ist Detmar Gundermann den Sechzigern nahe gerückt und seit bald zwanzig Jahren Senator in seiner Vaterstadt. Der mittellose Krämerlehrling hat es dazu gebracht, seinen Sohn studiren zu lassen und auf eine verheißungsvolle Laufbahn zu bringen. Wenn auch noch mit geringer Einnahme, ist Jollart Gundermann doch bereits Amtsanwalt in einer größeren, zehn Meilen entfernten Stadt; seine jüngere Schwester Ernestine, abgekürzt Tina benannt, führt den Haushalt des Vaters. Beide Kinder haben von jeher etwas eigenthümlich Ernsthaftes in ihrem Wesen gehabt, sich selten an den Spielen anderer Altersgenossen betheiligend, sondern stets nur unter sich fest zusammengehalten. Körperlich wie geistig und gemüthlich sich sehr ähnlich, sind sie, ohne daß es der Aeußerung bedarf, unlösliche Freunde, beide innerliche Naturen, nach außen verschlossen, manchmal herb erscheinend, von einem unbeirrbaren Sinn für Recht und Pflicht, den das väterliche Haus in ihnen großgezogen. Tina ist ein durch und durch gesundes Mädchen, ohne Sentimentalität, durch den mütterlichen Zustand des Hauses frühzeitig gewöhnt, klug und tüchtig zuzugreifen. Sie behält immer besonnen den Kopf oben, jede Eigenschaft ist ihr fremd. Mit nordisch blondem Haar und sehr weißer, reiner Hautfarbe stellt sie auf's Vollkommenste einen Frauentypus ihrer Heimath dar. Beweglich, zart und leichte Anmuth fehlen ihr durchaus, die Zeichnung hübsch paßt so wenig für sie, wie lieblich. Aber das Auge eines Künstlers würde ihren Zügen und Farben im Verein mit ihrer Gestalt vielleicht Schönheit zusprechen. Den kräftigen Körperbau hat sie von der Mutter, nicht vom Vater, dem sie weder an Gesicht, noch an Wesensart ähnelt. Er besitzt wohl

ebenfalls hohen, doch schwächtigen Wuchs; Nervöses, die Folgen rastloser Anspannung seit mehr als vierzig Jahren, spricht aus seinen Zügen, vielleicht noch mehr aus seinen magerschlanken, schöngebildeten Händen, die durch nichts an niedrige Abstammung erinnern, eher eine vornehme Vermuthen lassen würden. Er ist ein ungewöhnlicher, von der Natur reich ausgerüsteter Mann; durch seine Jugend in andere Verhältnisse gesetzt, hätte er sich unfraglich einen ausgezeichneten Namen auf einem Gebiete der Wissenschaft, mutmaßlich als staatsmännischer Organisator, erworben. Denn das Mögliche hatte er auch so voll erreicht, sich nach verschiedenen Richtungen Kenntnißfülle und eine Allgemeinbildung angeeignet, die sein Lebensgang kaum glaubhaft erscheinen ließ und die ihn zweifellos auch zum geistigen Oberhaupte der Stadt machte. Er stand auf einer weit höher überblickenden Stufe, als die auf der Universität gebildeten sachmännischen Vertreter wissenschaftlicher Berufe im Orte; es gab wenig Beistand erheischende Lebensvorkommnisse, in denen die Unkundigen sich nicht an ihn um Rath wandten und gewiß waren, des gründlichsten, erfolgreichsten dadurch theilhaft zu werden. Nach allen Seiten umsichtig und vorbedacht, leitete er die öffentlichen Angelegenheiten, vertrat mit straffer Energie die Interessen der Allgemeinheit, doch in strenger Gerechtigkeit, ohne je verlegend in das Recht des Einzelnen einzugreifen; man war zuweilen anfangs über eine von ihm getroffene Maßregel unwillig, doch stellte sie sich nachträglich stets als zum Besten der Stadt heraus, und die Beschwerde verwandelte sich in Anerkennung. Straßen und Plätze, gemeinnützige Einrichtungen hatten sich unter seiner Verwaltung auf's Vortheilhafteste verbessert, Handel und Gewerbe sich außerordentlich gehoben. Er versah nur ein unbefoldehtes Ehrenamt, aber seine unermüdete Arbeitskraft wußte alle Anforderungen desselben zu bewältigen und mit seiner eigenen Geschäftsthatigkeit zu vereinigen. Im Gange der Jahre hatte er die letztere verändert, sich zwei stattliche Schooner gebaut und betrieb als kleiner Rheder hauptsächlich Handel, Ausfuhr und Einfuhr zwischen deutschen, dänischen und schwedischen Häfen. So stand er unbestritten als Oberster im Vertrauen, in der Achtung und Liebe der gesamten Bürgerschaft, verband dieselben mit dem manchmal an Furcht streifenden Respekt, den ein energischer Charakter in machthabender Stellung unvermeidlich einflößt. Und ebenso hatte sich der Ehrfurcht seiner beiden Kinder vor ihm von früh auf eine leise Scheu beigemischt, die keineswegs einer gegen sie geübten Strenge entspringen konnte. Sein Behagen ihnen gegenüber besaß immer Milde, Güte, für ihr Bestes Bedachtes. Aber wenn sie in sein Arbeitszimmer eintraten, sah von Kindesbeinen an nicht nur ihr Vater drüben auf dem hohen, lederbezogenen Schreibtisch-Stuhle, sondern auch, den Blick zu ihnen umwendend, „der Herr Senator“.

So saß er heute ebenfalls, wie sie sich seiner seit ihrem frühesten Gedenken stets erinnerten, an einem letzten April-Nachmittage, schon gegen Abend. Der Frühling war eingezogen, alle Sinne empfanden ihn durch die offenen Fenster. Linde Luft rührte das Gefühl an, und Hyacinthenduft kam von einem Gartenbeete herauf, das noch Bienen umsummten. Auf einem Ulmenwipfel schlug die Drossel, das Auge traf überall auf grün-schimmerndes Gesträuch. Ostwärts streckte die breite Hafensbucht sich bis an die offene See hinaus, von einem funkelnden Sonnenglanz-Bande durchzogen, an dessen Seiten das Wasser sich dunkelblau kräuselte. Es verrieth eine leise, östliche Brise, die man auch in den leicht gebauschten Segeln einiger hereinlaufenden kleinen Nachten oder Tjallen erkannte.

Das Haus Detmar Gundermann's war ein altstatliches, kaum verschwundenes Bauwerk mit großem, von Schränken umgebenem Flure und breiten Gängen. Auch die Arbeitsstube des Senators entsprach, weitgeräumig und hochluftig, jener Anlage des Ganzen; altmodischer, steifbeiniger Hausrath, doch Alles aus dem von der Zeit als am werthvollsten betrachteten Material, tief nachgedunkeltem Mahagoniholze gefertigt, stattete das Zimmer aus. Unter dem nach Osten gerichteten Fenster stand der Schreibtisch, ein „Secretär“, der sich durch eine im Halbbrund herabziehbare, vorgewölbte Wandung beweglich gegliederter, wellenartiger Leisten verschließen ließ, seinem Namen gemäß im Innern eine Anzahl kunstvoll hergestellter Geheimfächer verbergend. Einige Büchergestelle hoben sich hoch an den Wänden auf, dazwischen hingen alte Kupferstiche in braunen Rahmen. Ueber dem Secretär sah ein Delgemälde herab, wohl nicht von besonderem künstlerischen Werthe, doch ein von Lebensähnlichkeit redendes, weibliches Brustbild mit hellblondem, schlicht an den Schläfen herabgestreutem Haar und wasserblauen Augen. Wer Tina Gundermann gesehen, erkannte, daß es ihre Mutter darstellen müsse. Das Gesicht bot, vermuthlich auf Rechnung des Malers fallend, feinertei Besetzung; wenn ein Ausdruck darin lag, war es der einer gelassenen, unerregbaren Gleichgültigkeit.

Die Drossel schlug, sonst regte sich weitem draußen, im Hause und in der Stube kein Laut, man hörte das Summen einer überwinterten Fliege um den Schreibtisch. Der Senator hatte die Durchlesung eines Actenpapiere's beendet, lehnte den geistig ausdrucksvollen Kopf mit dem schön stahlfarbig ergrauten, kurzgehaltenen Haar in den Sessel zurück und blickte nachdenkend vor sich auf. So ruhten seine Augen auf dem Bildniß seiner verstorbenen Frau, und sie sahen sich wechselseitig entgegen, wie sie es im Leben vergangener Tage oft gethan. Doch es täuschte; die lebendigen Augen gewahrten das vor ihnen Befindliche so wenig, als die gewalten, sahen durch die farbenbedeckte Leinwand hindurch. Eine Weile, dann drehten sie sich ab, wendeten den Blick durch's Fenster auf das Sonnenglanz-Band der Hafensbucht hinaus und blieben darauf haften. Die kleinen, bewegten Wellen spiegelten ihre goldenen Lichtfünken aus den Augen zurück, und ihr glimmendes Geriesel ging in diesen auf und ab. Die Drossel zog jetzt hohe Flötentöne, es war, als ob mit dem Sinken des Tages der Duft der Hyacinthen sich noch verstärkte. Weicher konnte kein Frühlingsabend Himmel und Erde miteinander verweben.

Nun that der Herr Senator etwas unverkennbar Mechanisches, wohl von seinen Gedanken Angeregetes, doch nur mit halbem Bewußtsein Ausgeführtes. Seine Hand streckte sich vor, öffnete eine Schublade des Schreibtisches und drückte im Innern der entstandenen Höhlung an einer verborgenen Feder. Mit leise klirrendem Getöse sprang ein winziges Geheimfach auf, aus dem er einen kleinen, in verblühten Seidenstoff eingewickelten Gegenstand hervornahm. Wie er die Hülle aus einander schlug, kam ein kaum fingerlanges, doch lebensvoll, anmuthsreich und von Künstlerhand auf Porzellan gemaltes Aquarell-Bildchen zum Vorschein, auch ein weiblicher Kopf, aber den größten Gegenstand zu dem des Delgemäldes über dem Secretär bietend. Nicht nur durch das braunlockige, mit einem Goldton leuchtende Haar und tiefblaue, in's Violette spielende Augensterne, mehr noch durch das Leben, das täuschend aus dem kleinen Bildniß hervorquoll. Die feingeschwungenen Lippen schienen zu athmen, das Stückchen Brust, das nach unten in einen Duft zerging, sich zu heben und zu senken. Man glaubte, eine Stimme müsse aus dem Munde aufspringen, um hell und weich durch das Zimmer zu tönen.

Der Senator betrachtete das Bild in seiner Hand, und die wasserblauen Augen Martha Gundermann's sahen ebenfalls darauf hinunter, reglos gleichgültig wie zuvor. Gemalte Augen waren es, doch es schien aus ihnen zu sprechen, wenn sie plötzlich Leben gewönnen, würden sie ihren Ausdruck nicht verändern. Nach einem Weilschen hob Detmar Gundermann den Blick wieder zu ihnen auf, sah sie jetzt wirklich an und sagte, ihnen zuwendend, halblaut: „Ich danke Dir; Deine Natur kostete es zwar nicht viel; was ich nicht that, war mehr, als Dein Thun. Aber ich kann Dich frei ansehen, denn ich trage keine Untreue an Dir im Gewissen, von der Du nicht geruht.“

Nun schlug er das kleine Bild rasch wieder in die Seidenhülle ein und barg es in's Geheimfach zurück. Draußen auf dem Flure erscholl, herankommend, ein sicherer Schritt. Die Thür ging auf, und Tina Gundermann trat ein. Eine weiße Vorstechschürze zeigte, daß sie von einer häuslichen Verrichtung kam; sie sagte: „Der Hafensmeister schickt, Vater, die ‚Dode‘ ist signalisirt.“

Das Gesicht des Senators ließ erkennen, es sei eine erfreuliche Nachricht. Die ‚Dode‘ war einer seiner beiden Schooner, um den er seit einer Woche besorgt gewesen, da Sturm auf der See geherrscht und er das Schiff bereits vorgeistern erwartet gehabt. Er hatte, seiner Art gemäß, nicht davon geredet, seine Beunruhigung eher unter größerer Heiterkeit, als gewöhnlich, verborgen; von jeher war es den Seinigen niemals möglich gefallen, seinem Behagen anzumerken, wenn ihn etwas bedrückte. Er trug es in sich allein; sie sollten die freudige Helle des Lebens genießen, das er ihnen bereitete. Wollen, die ihm den Tag verdunkelten, nicht gewahren, nicht mit darum sorgen. So beherrschte er auch jetzt den Ausdruck glücklicher Erregung, mit dem die Meldung unwillkürlich einen Augenblick seine Züge überkommen, und erwiderte gleichmüthig: „Dann kann sie bei der Döbrise noch vor Nachteinbruch hereinkommen, das ist ja gut getroffen. Zur Modden wird harte See gehabt haben, ich denke, wir wollen mit dem Abendessen warten, bis die ‚Dode‘ da ist und ihn dazu bitten, daß er uns erzählen kann.“

Henrich zur Modden war der Kapitän des aus Riga heimkehrenden Schooners, nicht nur im Dienste seines Rheders, sondern dem Gundermann'schen Hause schon seit mehreren Jahren näher befreundet. Selbstverständlich bildete für Tina die Wunschäußerung ihres Vaters, den jungen Schiffsführer zur Abendmahlzeit zu laden, ein Gebot, doch in ihrer ruhigen Miene that sich kund, sie thue es auch bereitwillig. Sie hatte wohl die wasserhellen Augen ihrer Mutter, aber die kühle Gleich-



Nachdruck verboten.

## Im Museum für deutsche Volkstrachten zu Berlin.

Von Oskar Cordel.

Mit Zeichnungen von Ludwig Dettmann.

Gerade wie nach dem Zeitalter der Encyclopädisten und der großen französischen Revolution, welche sich geberdete, als

Wer kennt sie nicht, die wunderbaren Schau-Sammlungen, welche uns in Kleidern und Schmutzfachen, Masken und Götzenbildern, Geräthen und Waffen, Hütten und Canoes ein Stück Leben der Wilden und Halbwilden aus den entfernlichsten Gegenden des Erdballes vor Augen führen? Wer hätte nicht wenigstens gehört von dem Museum für Völkerkunde in Berlin, der großartigsten dieser Sammlungen, von der kürzlich eröffneten ethnologischen Abteilung des Wiener Hof-Museums und ähnlichen Anstalten? Sie zeigen uns ein ungeheures Stück Welt, ein Fülle von Stoff zur Kenntniß des Landes und der Leute

an's Werk gelegt wird, um den Fehler gut zu machen und die Lücke auszufüllen, der muß sich sagen, daß auch in der Völkerkunde die internationale Strömung abgelöst zu werden beginnt durch die nationale, das Weltbürgerthum durch die Einkehr in's vaterländische Leben. In der That wird es auch draußen, namentlich unter den sogenannten Natur-Völkern, nicht allzuviel mehr zu sammeln geben; der gierige Hauch der europäischen „Cultur“ rafft jene Völker erbarmungslos dahin, mindestens aber raubt er ihnen die psychische Ursprünglichkeit, die allein Werth für die ethnologische Wissenschaft besitzt. Dahin-



Vom Sohne. Von S. Glücklich. — Siehe Seite 7.

wolle sie alle Völker der Erde verbrüdernd, überall eine Zeit der Einkehr in das vaterländische Leben eintrat, eine Zeit, die bei uns die Romantik in Schrift und Kunst großzog. — gerade so ist dem Weltbürgerthume der letzten Jahrzehnte eine nationale Strömung gefolgt, zunächst auf politischem Boden sich äusernd, dann die Kunst und endlich auch die Wissenschaft, diese internationalste unter den menschlichen Geistesäußerungen, in ihre Kreise ziehend.

Ueberraschend zeigt sich das Letztere an dem Schoßkinde der modernen Wissenschaft, der Völkerkunde, einer Schwester der Anthropologie, der Wissenschaft vom Menschen.

in fremden Welttheilen. Gewaltige Mittel an Geld und Fleiß, an Muth und Ausdauer, ja an Forscherblut stecken in diesen Sammlungen, welche Staat, Vereine und Einzelne mit Eifer förderten, — aber so viel sie uns auch über das sagen, was bei den Völkern in der Ferne ist oder doch war, über unser eigenes Volk sagen sie uns nichts.

Und wer nun sieht, wie neuerdings auf einmal die Erkenntniß austaudt, daß allen diesen Sammlungen für Völkerkunde die wichtigste Sammlung, die vom eigenen Volke, fehlt und nun, mit der ganzen Raschlosigkeit und Freudigkeit des Sammeleifers und der Sammelfertigkeit unserer Tage Hand

gegen wird das eigene Volk, wenn auch hier die Neuzeit kaum minder gründlich mit den alterthümlichen Originalitäten aufräumt, noch für lange ein reichquellender Born für die Wissenschaft bleiben, weil das Sammeln nicht nur weit umfassender betrieben werden kann, sondern auch muß.

Denn der werthvollen Anknüpfungspunkte giebt es weit mehr daheim, als in der Fremde.

In aller Stille hatte unter einer Anzahl von Berliner Freunden und Förderern der Wissenschaft der Gedanke Wurzel gefaßt, ein Museum deutscher Volkstrachten zu begründen, welches auch die Erzeugnisse des Hausgewerbes umfassen sollte.



Modell der ersten Schwarzwälder Uhr.

auch unmittelbare Anregung zum Sammeln in Gegenden, die nach seiner reichen Erfahrung besondere Ausbeute versprachen und in denen seine vielvermögende Fürsprache die Arbeit der Sammler vornehmlich erleichtern konnte.

In der Klosterstraße 36, da wo früher die nunmehr mit der Bau-Akademie zur technischen Hochschule vereinigte Gewerbe-Akademie ihren Sitz hatte und wo gegenwärtig das hygienische Institut die oberen Geschosse belegt hat, wurde dem neuen „Museum für Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes“ im Erdgeschosse eine Stätte bereitet. Es sind die Räume des ehemaligen anorganisch-chemischen Laboratoriums die für diese Verwendung noch frei waren; sie sind beschränkt, aber für den Augenblick, wo nichts Besseres zu haben war, eine willkommene Aushilfe. Am 27. October konnte die Einrichtung als beendet angesehen und das gelungene Werk den Begründern und Förderern vorgeführt werden. Am 3. November folgte die Eröffnung für alle Welt.

Im Allgemeinen ist bei Anlauf und Aufstellung der Gegenstände die Absicht verfolgt worden, möglichst jedes für den Zweck in Frage kommende Gebiet des deutschen Reiches durch eine Art von Gruppen-Darstellung zu vertreten. Soweit also noch genügender Stoff aufzutreiben ist, will man ganze Haus- oder doch Zimmer-Einrichtungen anschaulich machen. Vorläufig

Beides, — Volkstracht und Hausgewerbe, — steht ja in Gefahr, völlig verschlungen zu werden, die eine von der modernen Allerweltskleidung, das andere von der Fabrik-Industrie. Vieles ist sogar schon von der Bildfläche verschwunden; anderes fristet nur noch nothdürftig ein augenscheinlich kurz bemessenes Dasein. Da galt es zu retten, was möglich, gerade so wie draußen bei den Naturvölkern, wo Adolf Bastian's weitstehende Kassandra-Rufe noch in den letzten Augenblicken eine athemlose Jagd nach den Ueberbleibseln der entscheidenden Urzeit entfesselten und der Wissenschaft unschätzbare Beute sicherten. Auch hier erwies sich der Liebe Mühen nicht verloren; wo man kaum noch glaubte etwas finden zu können, kamen reiche Schätze zum Vorschein; mit dem Erfolge wuchsen Muth und Eifer, und in kurzer Zeit schon war so viel des Ersehnten beisammen, daß man sich sagen mußte: „die Sache glückt; nur frisch weiter!“

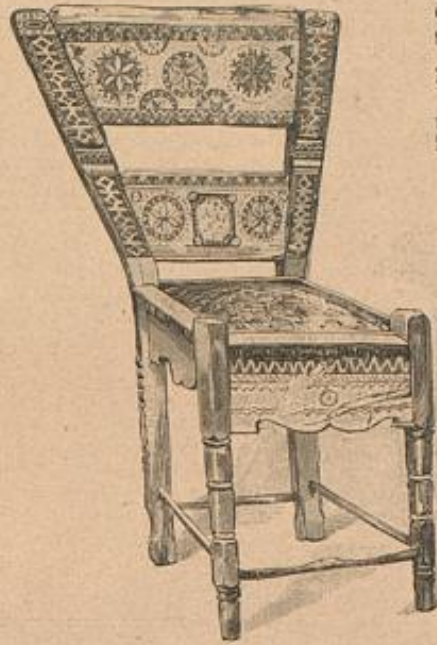
Wesentliche Unterstützung wurde dem Unternehmen durch den Cultus-Minister Dr. von Gofler zu Theil. Die warme Fürsorge für alle, auch die entfernter liegenden Zweige der Wissenschaft, welche diesen Mann auszeichnet, machte sich auch hier geltend. Nicht nur stellte er alsbald Räume für die Unterbringung der Sammlungen zur Verfügung, sondern er gab

war dies nur vereinzelt möglich. Eine Essasser Bauernstube, als Koje in den Raum eingebaut, birgt der erste Saal, der Eröffnung war Alles vorhanden, um noch zwei weitere Bauernstuben aufzustellen; nur erlaubte es der Raum nicht, — und die Unternehmer versichern, es würde ohne wesentliche Schwierigkeiten möglich sein, die zehnjährige Anzahl derartiger Ausstellungsstücke zusammen zu bringen, wenn sonst nur Geld und Platz genug da wäre. Dankbar also ist die Aufgabe des Unternehmers in dieser Hinsicht; ein noch wenig beachtetes Feld liegt ihm offen, dessen Boden Schätze von kaum geahntem Umfange birgt.

Allerdings thut Eile noth. Denn kaum ist jenes Feld in Angriff genommen, so finden sich auch schon Sammler aller Art ein, um von dem Ertrage für sich ein möglichst großes Theil einzuhemfen. Und das verheuert nicht nur die Ankaufspreise, es



Rufknacker.



Brautstuhl.

bringt auch die Gefahr der Verzettelung mit sich. Nur die Vereinigung des Stoffes in große, Jedem zugängliche Sammlungen kann von wahren Nutzen für die Allgemeinheit, für die Wissenschaft sein. Wenn alle möglichen Curiositäten-Liebhaber einzelne Stücke aufkaufen, um ihre Wohn- und Empfangsräume damit möglichst phantastisch auszustatten, zu Renommir-Salons zu machen, so darf, selbst wenn dabei ernsthaftere Studien beabsichtigt würden, kein ersprießlicher Erfolg erwartet werden. Vereinzelt gehen die Sachen womöglich mit der Zeit ganz verloren, oder man vergißt



Feuerbecken.

ihre Bedeutung und Herkunft, während sie dem Museum vielleicht an wichtiger Stelle zur Vervollständigung eines Gesamtbildes fehlen. Es kann deshalb nicht dringend genug empfohlen werden, bei jeder sich bietenden Gelegenheit diesem Verzetteln werthvoller Reliquien entgegenzuwirken und dahin mitzuwirken, daß Alles, was noch aufzutreiben ist, der Hauptsammlung zufließt. Schon der Wetstreit verschiedener Museen ist dem Zwecke nachtheilig. Dr. Ulrich Zahn, einer der Begründer und Hauptlehrer der Sammlung unternahm im letzten Winter einen halbschweren Eilmarsch über das müde, unter seinen Füßen berstende Eis der Spreewald-Gewässer, um einem Andern beim Anlaufe interessanter wendischer Stücke zuvorzukommen. Das Wagestück glückte; es war nothwendig, um der Verschleppung jener Stücke vorzubeugen, aber wo findet sich immer Jemand, der zugleich wissenschaftlich und kunstgeschichtlich gebildet, geschäftstüchtig und verwegener genug ist, um durch dergleichen abenteuerliche Handstreich der guten Sache Dienste zu erweisen? —

Nicht immer freilich ist solch dramatisch angehauchtes Eingreifen nothwendig. Oft genug öffnen sich Spinden und Truben nur vor dem berufenen Auge, um die von verständiger, pietätvoller Sorge lange gehüteten Schätze gern und willig dahin zu überantworten, wo sie ja zweifellos am besten aufgehoben sind, wo sie gewissermaßen ein zweites Leben nach ihrer Auferstehung aus langer Grabesnacht beginnen und von neuem einen Beruf

zu erfüllen haben. Denn vielfach sind die Reste früherer Volkstrachten mehr eine Last, als ein Besitz für den Inhaber geworden. Benutzen kann er sie nicht mehr, da jene Tracht längst den modischen Kleidern gewichen ist, fortwerfen oder dem Trödler verkaufen will er sie aber auch nicht, weil sie ihm dazu als Andenken zu theuer sind. So hat er denn seine liebe Noth, sie vor Mottenfraß zu schützen und besinnt sich keinen

der größte des Museums, zu einer wendischen Bauernstube des Spreewaldes ist der letzte eingerichtet. Bereits bei der Eröffnung war Alles vorhanden, um noch zwei weitere Bauernstuben aufzustellen; nur erlaubte es der Raum nicht, — und die Unternehmer versichern, es würde ohne wesentliche Schwierigkeiten möglich sein, die zehnjährige Anzahl derartiger Ausstellungsstücke zusammen zu bringen, wenn sonst nur Geld und Platz genug da wäre. Dankbar also ist die Aufgabe des Unternehmers in dieser Hinsicht; ein noch wenig beachtetes Feld liegt ihm offen, dessen Boden Schätze von kaum geahntem Umfange birgt.



Thüringer Haube.

Augenblick, diese Sorge dem Museum zu überlassen, wenn dies ihm erklärt, daß es die Sachen besitzen möchte. Es giebt allenthalben noch überaus viele derartige halbvergeffene Vertreter einer fast oder gänzlich verschollenen Tracht oder eines ausgestorbenen Brauchs, einer Kunst-Fertigkeit und dergleichen mehr, und Niemand sollte säumen, von dem Vorhandensein solcher Stücke dem Museum Kenntniß zu verschaffen.

Werkwürdigerweise haben die Schullehrer vielfach Anlaß zum Ablegen interessanter alter Trachten gegeben. Zahn fand zu Wörsdorf auf Kögen einen solchen Herrn, der sich rühmte, endlich vor Kurzem den letzten Jungen seiner Schule, der noch Wörsdortler Kleidung trug, diese Tracht abgewöhnt zu haben. Er wolle keine Hanswürste in seiner Schule sehen. Nun kann man ja im Zweifel darüber sein, ob es rathsam wäre, geflüßentlich auf Festhaltung der Volkstrachten hinzuwirken; denn nicht alle diese Trachten sind eigentlich schön oder zweckmäßig, — aber das Gegentheil zu betreiben, die immerhin charakteristische und meist doch auch malerische Urtracht unserer modernen, völlig charakterlosen und ziemlich ungeschönen Kleidung zu opfern, das sollte doch am wenigsten einem Schulmeister in den Sinn kommen.

Neben jenen oben erwähnten beiden vollständigen Bauernstuben enthält nun das Museum eine sehr große Zahl einzelner, in Schränken und Vitrinen untergebrachter Stücke, ferner Kostümpuppen und dergleichen mehr. Von manchen Gegenständen sind schöne Sammlungen vorhanden, so z. B. von den Essasser Stühlen, den sogenannten Kleilöken, den Klappen, Brusttüchern oder sonstigen besonders bezeichnenden oder durch Kunstfertigkeit auffallenden Trachttheilen gewisser Gegenden. So findet man aus Litthauen, wo unter Vermittelung des Cultusministers Herr Kaufmann Franz Görke eine sehr vollständige Sammlung anlegte, eine reiche Auswahl der „Zoffbänder“ und der bunten gestrichten Woll-Handschuhe, welche dort in hübschen Mustern



Hochzeitsbitter aus dem Spreewalde.



Braut aus St. Georgen im Schwarzwalde.





sich die Herzen unserer Hausfrauen gewann. Es ist so bequem, den fertigen Extract mit kochendem Wasser zu verdünnen und in wenig Minuten die dampfende Bowle auf den Tisch bringen zu können, wozu sich also noch mit einer umständlichen Zubereitung abmühen! Ich will nun durchaus nicht jeden Punsch-Extract geradezu verdammten; es giebt einige wenige Marken, die wirklich ganz gut sind, — aber was außer diesen alles noch unter bunten Etiketten als Burgunder-, Sherry- oder Ananaspunsch-Extract in die Welt hinausgeschickt, davor bewahre mich alten, unmodernen Herrn der gültigen Himmel in Gnaden. Es ist, so zu sagen, ein einfaches Rechen-Exempel.

Nachdruck verboten.

### Punsch.

Von Hasso Harden.

Es scheint, er soll zu Großvaterchens Hausrath geworfen werden, der alte gute Punsch, dem wir so manche frohe Stunde verdanken. Seltener und immer seltener begegne ich der dampfenden Bowle, der duftige Trank wird unmodern, und kaum noch unter dem Weihnachtsbaume oder am Sylvesterabend wahr man ihm sein ehrwürdiges Recht. Nur der preussische Hof hält getreu an altüberlieferter Sitte fest: wenn die großen Courtfeste sich ihrem Ende zuneigen, in dem herrlichen weissen Saale des Hohenzollernschlosses die letzten Klänge des Gala-Concertes verklungen sind, durchheilen die Lakaien mit schweren Silberplatten die weiten Räume, den Gästen den berühmten „Kaiserpunsch“ zu credenzen, — einen Göttertrank in der That von stets gleicher Vollendung! Lange, lange Jahre sind's her, seit ich zum ersten Male die wundervolle Mischung mit jener ehrfurchtsvollen Scheu schlürfte, welche dem blutigen Neutnant geziemt, wenn er seine Adlersflügel, vulgo Epauletten, auf dem gefährlichen Hof-Parquet zeigt. . . mit demselben Entzücken begrüße ich aber auch jetzt noch in jedem Winter die Minute, in der ich das erste Glas Kaiserpunsch in meiner inzwischen etwas zittrig gewordenen Rechten halte.

Was mag die Schuld sein, daß der Punsch beginnt „unmodern“ zu werden? Ich glaube, Herr Gambrius trägt die Verantwortung. Seit der schwerfällige Gefelle, dessen gute Eigenschaften ich im Uebrigen gar nicht unterschätzen will, sich bei unferen Gesellschaften Bürgerrecht erobert hat, seit kein Diner, keine Abendgesellschaft möglich erscheint, ohne daß zum Schlusse ein Maß mehr oder minder Schies gereicht wird, seit selbst neben jedem Ballaal für Jung und Alt eine Bierstube eingerichtet werden muß, — seitdem soll der Punsch überflüssig geworden sein. Ob das Bessere auch hier des Guten Feind war? Ich möchte nicht unbedingt Ja sagen. Gambrius ist zwar gewiß ein Biedermann, aber in meinen Augen auch ein Philister: er mahnt mich stets an die dunstige Kneipe, welche auch die stillvollste Einrichtung nicht zu einem passenden Aufenthalt für Damen ummodellt; der Gerstenjaft regt mich nicht an, er ermüdet mich nur, er schenkt mir förmlich jedes leichtbeschwingte Blandwort von den Lippen. Der Punsch aber ist des edlen Weines rechter Bruder!

Doch Bichorrbrau bekommt gut, und der Punsch — macht Kopfschmerzen! höre ich sagen. Mit Verlaub: darüber, ob Meister Gambrius allezeit so ganz friedfertig ist, mag ein Anderer entscheiden; ich bin in diesem Punkte Partei und beuge mich jedweden Urtheile. Daß der Punsch aber Kopfschmerzen macht, bestreite ich auf das Entschiedenste, — er muß nur richtig zubereitet sein und mit Maß genossen werden. Ein Getränk, um darin (ich bitte wegen des wenig salonsfähigen Ausdrucks um Vergebung) um also darin „zu kniepen“, ist ein guter Punsch freilich nicht, aber wir wollen doch nicht so ungerecht sein, die treffliche Gabe ganz zu verwerfen. . . weil, nun weil wir am letzten Sylvester-Abend in froher Laune des Guten einmal ein wenig zu viel gethan hatten!

Die Kunst, einen wirklich guten Punsch zu bereiten, ist mehr und mehr abhanden gekommen, seit der Punsch-Extract

kauf, die jeden Kenner zu fürchterlichen Schläffen führen müssen. Wer da glaubt, daß der Spritfabrikant einen menschensfreundlichen Unterschied zwischen einem Kammerner Abnehmer und einem deutschen Punschtrinker macht, befindet sich in einem argen Irrthume.

Was gehört denn nun aber eigentlich zu einem guten Punsch? Unser großer Schiller sagt bekanntlich in einem seiner Punschlieder:

„Bier Elemente, Innig gesellt, Bilden das Leben, Bauen die Welt.	Zeigt mit des Zuckers Linderndem Saft Zähmet die herbe, Brennende Kraft.
Preßt der Citrone Saftigen Kern, Herb ist des Lebens Innerster Kern.	Giehet des Wassers Sprudelnden Schwall, Wasser umfänget Ruhig das All.

Tropfen des Geistes  
Giehet hinein:  
Leben dem Leben  
Siebt er allein.“

Der Dichter befindet sich dabei jedoch in einem kleinen Irrthume. Das Wort Punsch stammt aus dem Jüdischen, und in Ostindien angelegene Briten sollen im siebzehnten Jahrhundert den geheimnißvollen Trank auch zuerst nach Europa gebracht haben: den Trank aus fünf Grundstoffen, dessen Name sich von Panssch, d. h. Fünf ableitet. Schiller hat das fünfte „Element“ vergessen, den Thee nämlich, der nach den älteren Rezepten im Verein mit Arrak, Wasser, Zucker und Citronensaft erst einen guten Punsch ergiebt. Und diese älteren Recepte haben so Unrecht nicht, in der That verleiht gerade dem einfachsten Punsche ein Zusatz Thee einen eigenartigen, feinen Wohlgeschmack und anregende Kraft.

Wir waren drei ältere Herren, die wir vor einigen Wintern in unseren bescheidenen Junggesellenheimen die Kunst des Punschbrauens zu ergründen versuchten, — zu unserem eigenen egoistischen Wohlgefallen damals, nicht ahnend, daß Einer von uns später den Versuch machen würde, die gewonnenen geringen Erfahrungen weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Ich muß heute noch in der Erinnerung daran lachen, wie der Älteste von uns Dreien, ein hervorragender Chemiker übrigens, mit weißer Schürze angethan, zum Entsetzen meines Dieners am Herde hantirte, wie der Zweite, ein im Staatsdienste ergrauter Herr, mit einer Gewissenhaftigkeit, als ob er das Budget für das Parlament vorbereite, die Citronen bearbeitete, während ich selbst geschäftig den Zucker löste oder den „Geist“ erprobte. Aber wir brachten dann auch mit vereinten Kräften manchen Stoff zusammen, der sich, glaube ich, nicht unwürdig dem berühmten Kaiserpunsche zur Seite stellen lieh.

Berechteste Gönnerin, wir versielen vor Allem nie in den Fehler der sparlichen Hausfrau, aus mittelmäßigem Material einen guten Punsch brauen zu wollen; wir erfuhren daher auch niemals an uns die Strafe, welche nach einem schlechten Getränk unaussprechlich ist, wir litten niemals an jenem Haarrweh, von dem sogar völlig entwaldete Häupter befallen werden können. Wir hielten ferner streng Maß in dem Zusätze der Citronensäure, weil wir wußten, daß auch diese sich am nächsten Morgen bitter rächt; wir verfuhrten meist sogar nach dem erprobten Grundsaft, lediglich mit auf Zucker abgeriebene Citronenschalen, insoweit überhaupt Citrone verwendet wurde, zu „arbeiten“. Wir begnügten uns endlich niemals mit warmem Wasser, sondern wir ließen die Mischung so lange auf dem Feuer, bis sie unmittelbar vor dem Kochgrade stand, bis sich weißer Schaum auf ihrer Oberfläche bildete. Das sind die Grundregeln für die Bereitung jedes Punsches, von einzelnen kalten Punschmischungen abgesehen.

Ein Recept, welches ich von einer Hamburger Freundin erhielt, kann ich mir nicht versagen, hier anzuführen: Eine Flasche Rothwein, etwas über eine viertel Flasche Jamaika-Rum und

ein Glas Sherry wird mit einem Pfund Zucker aufgelocht. Während dessen reibt man auf etwa fünf Stunden Würfel-Zucker Citronenschale ab, thut dieselbe hinzu und bereitet einen Liter Thee, der nicht zu stark ziehen darf. In dem Augenblicke des Aufkochens der Mischung fügt man ihr den sorgfältig abgeseigten Thee hinzu, läßt das Ganze noch etwa fünf Minuten ziehen und probirt die Säfte des Getränkes, die sich, wie stets, nach dem Geschmade richtet.

Bei der Bereitung jedes warmen Punsches ist das Gefäß von Bedeutung, und ich habe Nidelgefäße als besonders geeignet erprobt. Zum Umrühren sollte man nur Holzlöffel verwenden und endlich die Gefäße stets wohl zugedeckt lassen.

Und nun zum Schlusse noch ein einfaches, aber ganz vortreffliches Recept zur Bereitung eines kalten Punsches, eines wirklich wunderbaren Getränkes, das besonders geeignet ist, nach einem kleinen Herrenbier gerichtet zu werden: Ein Pfund Zucker wird gelöst und mit einem reichlichen Wassergläse Arrak, einem kleinen Gläschen Maraschino und einer halben Flasche vollen, alten, Rheinweines vermischt in Eis gestellt, nachdem die auf Zucker abgeriebene Schale einer halben Citrone beigefügt ist. Zugleich fräppirt man eine Flasche Schaumwein und gießt dieselbe unmittelbar vor dem Anrichten zu der herrlichen Mischung, deren Reiz sich nach meinem Geschmade noch dadurch erhöhen läßt, daß man in jedes Glas vor dem Eingießen einen Tropfen, aber nicht mehr, Angostura träufelt.

Nachdruck verboten.

### Weihnachtssegens.

Von Ernst von Wolzogen.

Nun thu' dich auf, du starres Herz,  
Bom ruhigen Leben hart gehämmert,  
Nun säntige dich, du wilder Schmerz,  
Wenn still der heilige Abend dämmert!

Es schüttelt die kristall'ne Last  
Der junge Waldbaum von den Zweigen,  
Am trauten Herd, ein lieber Gast,  
Im grünen Leuzkleid sich zu zeigen.

Der Sternenhimmel, fern und kalt,  
In dieser Nacht steigt er hernieder,  
Und tausend, abertausendfalt  
Strahlt er aus Kinderaugen wieder.

Bom Himmel zu der Erde bau'n  
Sich zarte Regenbogen-Brücken, —  
Heut magst du jedem Wunder traun,  
Und holder Wahn wird dich beglücken!

Hast du die Liebe todt gewähnt,  
Sieh heute sie lebendig werden!  
Der Friede, den du heiß ersehnt,  
Heut waltet lachend er auf Erden.

Ein Kind mit einem Fähnlein weiß,  
So tritt er bittend dir entgegen — —  
Thu' auf dein Herz — und beuge leis  
Dein Haupt dem heiligen Weihnachtssegens!



Nachdruck verboten.

**Tausend Mark Belohnung.** Von E. Henseler. Siehe das Bild, Seite 1. — Es ist ein glücklicher Griff in das volle Leben der Großstadt, den der Maler da gethan hat. Ein armer Koffendote hat eine große Summe Geldes verloren, und das durch den Verlust betroffene Banthaus hat eine Belohnung von tausend Mark für den ehrlichen Finder ausgesetzt. — Auf brennend rothem Papier mit gesperrter Schrift prangt die Ankündigung auf der Anschlagtaule. Der Berliner weiß genau, daß die rothe Farbe ausschließlich für behördliche Anzeigen reservirt ist, und er studirt sie daher stets mit besonderem Interesse. Bedeutend erhöht aber wird dasselbe noch, wenn es sich, wie in dem vorliegenden Falle, um eine hohe Belohnung handelt. Dann sind die Anschlagtaulen unausgeseht von einer eifrig studierenden Menge umlagert, die auf das Gewissenhafteste von allen Einzelheiten Kenntniß nimmt. Wer möchte bei den heutigen schlechten Zeiten nicht gern tausend Mark verdienen, und was kann man nicht Alles damit anfangen! Alle wüßten sie ganz genau, was sie mit dem vielen Gelde machen würden, aber wo ist es zu finden? Berlin ist groß, und einer unter seinen andert-halb Millionen Einwohnern kann doch nur der Glückliche sein. Da sind die Chancen für den Einzelnen freilich nicht groß.

**Vom Sohne.** Von S. Glücklich. Siehe das Bild, Seite 4. — Es ist der Älteste, der da soeben seine Photographie gesandt hat. Die böse Neugierzeit liegt hinter ihm. Der Drill des strengen Herrn Unteroffiziers hat einen neuen Menschen aus ihm gemacht, und als solcher stellt er sich jetzt den Lieben zu Hause vor. Von welcher stolzen Freude ist das Antlitz des braven Meisters verklärt, nun er sieht, was sein Erstgeborener für ein schmucker Soldat geworden ist! Die Mutter schlägt vor Staunen die Hände zusammen; sie scheint ihren Jungen kaum wieder zu erkennen. Die Schwester steht mit freudigem Staunen die schmutzige Uniform, das Resthäkchen lügt neugierig über Vaters Knie hinweg, und sogar der Lehrling kann nicht umhin, von seinem Werkzeugkasten verstopfen einen Blick herüberzuwerfen. Das hübsche Bild spricht eine außerordentlich berebte Sprache, und unsere Leserinnen werden sie verstehen, wenn sie je von einem lieben Angehörigen einen ähnlichen Gruß aus der Ferne erhalten haben.

# Kunstgewerbliches.

Kadendruck verboten.

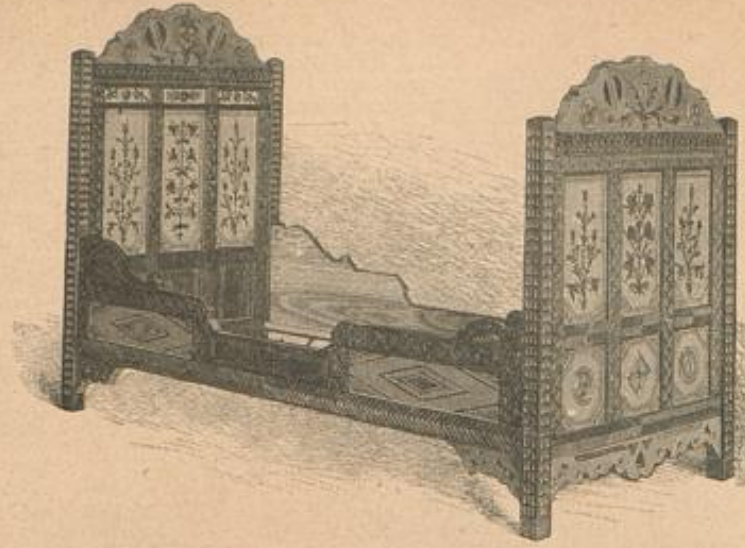
**Mobiliar von Zakopane.** — Die Jubiläums-Ausstellung des Oesterreichischen Museums in Wien hat uns mit einer Reihe eigenthümlicher Möbel bekannt gemacht, welche wiederum zeigen, welcher ungehobene Schatz von origineller Kunst noch in den nationalen oder landesüblichen Arbeiten ruht. Es ist eine Quelle von Formen und Ornamenten, die noch lange nicht erschöpft ist, obwohl so manche Motive schon nicht bloß ihr entnommen sind, sondern zur Reform verschiedener Kunst-Industriezweige unserer Tage mitgewirkt haben. Ich brauche nur an die Stiderei zu erinnern, welche ja insbesondere auf Grundlage nationaler Arbeiten eine ganz andere geworden ist und gegenwärtig Haus und Bett und Tisch und Kleidung mit Zierden schmückt, welche bis dahin unbekannt waren, und Gegenstände schmückt, welche wir ungeschmückt gelassen hatten. Und zu diesem Resultate haben ungarische, galizische, slowenische, rumänische, russische Stidereien vermöge der ausgezeichneten Publicationen von Hirschbach und Frau Friebe Vipperheide hingeführt. Ich will ferner nur erinnern an die Veränderungen, welche mit der Kunsttöpferei vorgegangen sind, an alle die neuen Formen und neuen Verzierungswesen, welche aus der nationalen Töpferei der verschiedensten Gegenden in die moderne Kunst übergegangen sind. So geben ungarische National-Formen, modernisirt zu eleganten Erscheinungen der Keramik, sowohl als Luxus-Geräth wie als Gebrauchsgeschirr, durch die Fabrik von Holsnay in Künstirchen und durch das Wiener Haus von Wahls heute über die ganze Welt und finden vielfache Nachahmung.

Zu dieser Art von Kunst-Industrie gehören auch die erwähnten Möbel, welche aus der galizischen Ortschaft Zakopane stammen und Arbeiten einer Schule sind.

Zu den Ländern und Provinzen nicht bloß Oesterreichs, sondern Europas überhaupt, welche noch am meisten von nationaler Arbeit und originaler Landeskunst erhalten haben, gehört Galizien. Aus den Händen der Bäuerinnen gehen Stidereien zum Schmucke und zur Ausstattung des Hauses hervor mit einer Fülle ornamenter Motive, von denen man ganze Sammlungen anlegen könnte und auch bereits angelegt hat, Motive von einer natürlichen, einfachen und doch ewig variirten Art, deren Entstehung wer weiß in welche Urzeit zurückgeht. Ebenso verzieren die Bäuerinnen ihre Ofenreier, außer geometrisch und pflanzlich, noch heute mit Ornamenten, welche als bedeutsame Symbole einer prähistorischen Zeit angehört haben. An manchen Orten in Galizien steht eine Töpferei in Uebung mit originellen Formen und Verzierungen, eine Töpferei, die bisher freilich nur für den Gebrauch der Dörfer oder den Bedarf der bürgerlichen Küche arbeitete; anderwärts wieder hat sich neben der Stiderei auch Spizenlöpfelei erhalten, nicht ohne Arbeit war, aber doch mit verwendbaren Motiven.

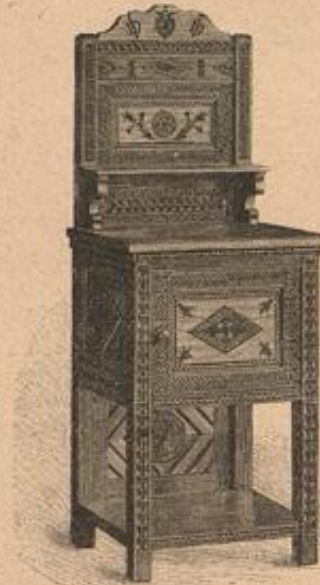
Auf Grundlage dieser noch in ihrer Originalität erhaltenen Arbeiten, welche heute wieder das lebhafteste Interesse der Galizianer gefunden haben, hat die Oesterreichische Regierung eine Reihe von Fachschulen gegründet mit der Bestimmung, der am Orte noch landesüblichen Arbeit zur Stütze zu dienen, sie aus der Volksarbeit zur Kunstarbeit zu erheben und so sie über die Grenzen von Dorf und Bezirk hinaus zu verbreiten und über die Klasse ihrer bisherigen Consumenten zu höherem und feinerem Gebrauche zu befähigen. Eine solche Schule für Thonwaaren-Industrie hat z. B. Kolomea erhalten, ein Hauptstich jener nationalen Töpferei, eine solche Schule für Schnitzerei und Mobiliar (neben einer anderen für Spizenarbeiten) besteht in dem genannten Orte Zakopane in Galizien.

Diese Schule, k. k. Fachschule für Holz-Industrie, wie sie sich offiziell betitelt, wurde im Jahre 1878 gegründet mit der Bestimmung, die in Zakopane bestehende Haus-Industrie kunstgewerblicher Holzarbeiten weiter zu entwickeln, sowie ihr geschulte, künstlerische Kräfte zu schaffen, welche auch einem städtischen Bedarfe höherer



**Bettstelle mit Schnitzarbeit.**  
Aus der k. k. Fachschule für Holz-Industrie in Zakopane.

Art genügen könnten. Sie sollte sowohl die Arbeit und die Arbeiter in ihren Leistungen erhöhen, als auch für Vorbilder sorgen, neue Muster schaffen und den Absatz der Arbeiten zu heben trachten. Ihre Aufgabe war also eine geistige, künstlerische, sowie eine materielle oder kommerzielle. Der Unterricht verlangt vier Jahre



**Nachtisch mit Schnitzarbeit.**  
Aus der k. k. Fachschule für Holz-Industrie in Zakopane.

des Schulbesuches und umfasst Zeichnen und Modelliren, Holzschneiderei und Tischlerei nebst verschiedenen Hilfskenntnissen, wie Geometrie, Projectionen-Lehre, architektonische Formenlehre, Geschäftskunde u. A. Unter der intelligenten Leitung des Directors Franz Neußl und unter der Mitwirkung von fünf anderen Lehrern erfreut sich die Schule eines immer steigenden Besuches und hat die Aufmerksamkeit nicht bloß der Provinz, sondern auch über ihre Grenzen hinaus erregt.

Die in Rede stehenden Gegenstände, deren Abbildungen diese Worte begleiten und verdeutlichen, bilden die Ausstattung eines Schlafzimmers, Bett, Kleiderschrank, Toilette und Anderes. Das Eigenthümliche dieser Möbel beruht ebensowohl in der Verzierung, wie auf der mit derselben in Verbindung stehenden Construction. Die Verzierung ist mit leichter Vertiefung in die ebene Fläche eingeschnitten und mit Farbe in Blau, Roth, Grau ausgemalt. Es ist also eine Art Flächenverzierung, und diese hat zur Folge gehabt, daß auch die constructiv bedeutsamen Theile sehr flach gehalten und nicht mit geschnittenem Relief verziert sind, daher auch in den Profilen nicht weit vorstehen. Es ist im Wesentlichen eine einfache und doch zierliche und elegante Arbeit, die nicht bloß dem Bauernhause, aus welchem sie stammt, zur Zierde gereichen könnte.

Beide Decorations-Weisen, der vertiefte Schnitt und die Bemalung mit bunten Farben, kennen wohl noch andere Länder und auch die Kunstgeschichte. Was die

letztere betrifft, so sei nur an den Ausgang des gothischen Stiles erinnert, welcher ein Holz-Mobiliar hervorrief, das ebenso in den schwachen, kaum irgend vortretenden Profilen, wie in dem leicht ausgehobenen, mit Farbe ausgemalten Grunde bei flachen, glatten Ornamenten seine Eigenthümlichkeit besaß. Hier bei diesem Möbel spätgothischen Stiles ist es aber der Grund, welcher vertieft und gefärbt worden, nicht aber das Ornament. Andererseits kann man den Kerbschnitt zur Vergleichung heranziehen, denn die Art, wie in jenen galizischen Möbeln die Vertiefung hergestellt ist, gleicht dem Kerbschnitte, dieser aber beschränkt seine Ornamente auf geometrische, wenn auch zuweilen sehr complicirte Motive, während die Verzierung jener in pflanzlichen Motiven besteht. Farblich bemalte, mit Blumen, auch wohl mit Figuren in roher Malerei verzierte Möbel kennen noch manche Gegenden als heimischen Brauch; so giebt es deren noch vieler Orten in Ungarn, in Siebenbürgen, überhaupt in den südlichen Donauländern. Eigenthümlich aber den Möbeln von Zakopane ist die Verbindung des Kerbschnittes mit dem farbigen Schmucke, und zwar in freien, fast silbollen Pflanzen und Blumen. Und dieser Pflanzenschmuck, welcher am meisten der ungarischen, mit Vorliebe sich der Tulpe bedienenden Art verwandt ist, gleicht wiederum jenem, welcher die Gewänder, die Kleidung, das Bettzeug, das Tischleinen zu verzieren hat. Die Hand der Bäuerin und die Hand des Tischlers und des Schnitzers arbeiten hier zu stilvoller Harmonie zusammen.

Ohne Frage war es ein glücklicher Gedanke, diese in Zakopane landesübliche und originelle Art moderner Verwendung zugänglich zu machen, ohne ihre Eigenthümlichkeit aufzugeben, ja gerade durch diese den Erfolg zu gründen. Wir hören und lesen so oft von den Klagen, daß unsere Kunst-Industrie der Gegenwart keine Originalität, keinen eigenen Stil besitze, Klagen, die ein Jeder, der den notwendigen Verlauf in der Entwicklung und Ausbildung des modernen Kunstgewerbes kennt, auf ihr richtiges Maß der Berechtigung zurückführen wird. Hier nun ist Originalität und Eigenthümlichkeit vorhanden, gegenüber Dem, was heute als Mobiliar zur Ausstattung unserer Wohnung dient. Selbstverständlich fällt es uns nicht ein, diese galizische Art als Grundlage eines modernen Möbel-Stiles empfehlen zu wollen, aber sie ist immerhin eine hübsche Variante für das bessere Bürgerhaus. Eine zu der hierbei dargestellten Zimmereinrichtung gehörige Bettdecke, welche die Motive der Schnitzarbeit in durchbrochener Spizenarbeit wiederholt und welche diesen Möbeln hinzugefügt war, werden wir später folgen lassen.

J. von Falke.

Kadendruck verboten.

## Sinn-Spruch.

Von Albert Roderich.

Bevor wir Sünden richten, laßt  
Uns selbst die Sünden meiden; —  
Man kann aus einem krummen Ast  
Doch keine Elle schneiden.



**Kleiderschrank mit Schnitzarbeit.**  
Aus der k. k. Fachschule für Holz-Industrie in Zakopane.



**Toiletten-Tisch mit Schnitzarbeit.**  
Aus der k. k. Fachschule für Holz-Industrie in Zakopane.